Bunte Kriegs-Chronik aus deutschen Landen

Schweizer Eindrücke.

Bei den Kriegsgefangenen im Schatten der sonnenbestrahlten Schneeberge

Luzern, im Mai. Weiß ragen die Schneeberge zur Sonne.

Granaten zerwühlen Europas Boden. Hin und wieder trägt der Wind den Kanonendonner herüber ins Schweizer Land.

Millionen Männer geben in treuer Pflichterfüllung Leben und Gesundheit dem Vaterland.

Da ist die Schweiz, getreu ihrer Geschichte daran gegangen, die Wunden zu heilen, die der Krieg schlug und hat ihre gastlichen Stätten geöffnet, für die, die in Gefangenschaft ihrer Gesundheit beraubt schmachteten.

Mehr sollen bald kommen. Wie ist es ihnen zu gönnen. Mögen sie kommen dürfen von allen Seiten; sie alle haben ihre Pflicht getan.

In Montana, Montreux, Leysin, am Brienzer See und in Interlaken sind Franzosen untergebracht, am Fuße der Jungfrau.

Wie sonderbar die vergißmeinnichtblauen Uniformen hier auf den Straßen.

Ein Teil der Gefangenen liegt auf bequemen Liegestühlen in den Gärten ihrer Hotels, in denen sie wohnen und rauchen, lesen oder spielen ein Gesellschaftsspiel zusammen.

Hin und wieder kommt ein Kamerad von einem andern Hause zu Besuch und bringt seine Familie zu einem kurzen Plauderstündchen mit.

Viele haben ihre Familien bei sich. Ein Kapitän geht langsam am Stock mit seiner Frau und seinen zwei niedlichen Jungens durch die Straßen und trinkt den Tee in einer der Patisserien.

Drüben in Brienz kommt gerade ein Soldat mit dem Zuge an, der seiner Frau ein Stück entgegengefahren war.

Ein junger Leutnant, dessen linkes, rotes Hosenbein leer herabhängt, sitzt in der kleinen Buchhandlung am Marktplatz und liest die letzten französischen Zeitungen, die der Abendzug eben gebracht. In seinen Augen leuchtet von neuem die Zuversicht des Siegers und er murmelt leise für sich in tiefen Gedanken „oh ces braves"!

Zwei alte fast weißbärtige Sergeants hinken ernst und rheumatisch nebeneinander in tiefem Gespräch über Politik oder den Krieg. Eins sicherlich, sonst wären es keine Franzosen. Leise klirren die Medaillen an ihrer Brust. Im Frieden sind sie wahrscheinlich im Louvre angestellt; man meint fast: ceux de l'autre guerre.

Ein anderer Offizier geht mit seiner Mutter spazieren, eine feine alte Frau in tiefer Trauer, wohl um den anderen Sohn.

Zu zweien und dreien gehen die Soldaten am Abend auf der Hauptstraße auf und nieder. Die Uniformen sind neu und sauber, von den roten Hosen haben sich die meisten auch jetzt noch nicht getrennt.

Hie und da ein Käppi weit im Genick, eine Anekdote im feinsten Pariser jargon, ein lustiger, derber Zuruf, das alles erinnert mich an alte Zeiten und ans Kasernenleben in Frankreich.

Und doch, sie alle sind still geworden, diese Männer, und ernst. Sie haben das Höchste gewagt für ihr Land und der Tod ist bei ihnen gewesen, ganz nah.

Von unseren Leuten will ich jetzt erzählen.

Smaragdgrün liegt der Vierwaldstätterse, unendlich tief, schwarze Wälder umrahmen ihn und Schneeberge, an ihrem Fuße blühende Obstbäume. Lichtblau spannt ein Frühlingshimmel darüber. Da liegen im Sonnenlicht in Blüten gebettet Weggis und Gersau und Brunnen und Bruors und Fliielen. Die deutschen Kriegsgefangenen wohnen dort.

Am See wohnen etwa dreihundert, zweihundert andere, meist Lungenkranke, sind oben in Davos.

Sie sind in Hotels untergebracht, zwei bis drei in einer Stube zusammen, Unteroffiziere oder Leute, die noch schwer erkrankt sind, allein.

Alles glänzt vor Sauberkeit, und der Chefarzt sagt mir voll Anerkennung, daß die Mannschaften, die das Haus selbst besorgen, alles täten, um es so schön und sauber zu erhalten wie möglich.

Auf jeder Etage ist ein Flurältester, der die Aufgaben unserer Korporalschäftsführer hat, und dem ganzen Hause steht ein älterer Unteroffizier oder Feldwebel vor.

Ausgerichtet stehen die Stiefel wie in einer Kasernenstube daheim, an der Wand Bildchen und Ansichtskarten, obenan der Hindenburg und der Weddigen und Dohna, dazwischen Schweizer Fähnchen, das weiße Kreuz im roten Feld.

Achtung, rufen die Leute, wenn der Chefarzt eintritt und reißen die Mützen herab und stehen kerzengrade wie daheim.

Ein seltsames Verhältnis zwischen Arzt und Kranken. Wir, die wir unsere Leute kennen, können das so recht verstehen, so viel Vertrauen und Dankbarkeit liegt in den Blicken und in der Strammheit, wie sie dem Zivilisten die militärische Ehrenbezeugung erweisen. Und der hat ein freundlich aufmunterndes Wort für jeden, den Sorgenkindern gibt er die Hand.

Da ist der Gefreite Wilhelm Richter, der erzählt uns stolz, daß er schon zwanzig Pfund zugenommen hat. Armer Teufel, er sah böse aus, als er kam, und seinen Arm kann er auch schon wieder bewegen.

Die Leute, die zuerst kamen, sehen alle schon wieder ganz rund und rotbäckig aus, die andern, die erst kürzlich angekommen sind, noch schmal und blaß. Aber bei der guten Pflege werden sie sich schon bald erholen.

Da ist ein Sachse mit einem Kopf- und Kieferschuß, den haben die Franzosen ganz nett wieder geflickt. Jetzt wollen ihm die Schweizer Aerzte noch ein Stück Knochen einsetzen, um den Kiefer wieder vollkommen gebrauchsfähig zu machen.

Einer trägt noch stolz seine schwarze Gefangenenjacke aus Frankreich mit den goldenen Knöpfen. P. G. (prisonier de guerre) „Paris gefallen", haben sie ihren Aufsehern drüben gesagt.

Die Zeit hinter ihnen war eine harte Leidenszeit, keiner spricht darüber. Das ist vorbei und vergessen. Jetzt scheint ihnen die Frühlingssonne, und gute Menschen pflegen sie.

Sie sprechen von früher, wie sie auszogen, blumengeschmückt, wie sie ins Gefecht kamen, wie es da war. Einer hat Lüttich gestürmt, und der junge Kriegsfreiwillige dort Antwerpen. Zwei Türinger haben nebeneinander im Trommelfeuer der Champagneschlacht gelegen, dann erzählen sie, wie sie verwundet wurden, der durch eine Mine, jener auf einer Patrouille, dicht vorm feindlichen Drahthindernis.

Sie haben eine hübsche Bibliothek und alle möglichen Zeitungen und fragen nach diesem und jenem, wie es steht beim Hindenburg und vor Verdun. Leise steigt bei ihnen die Sehnsucht empor, noch einmal mittun zu können. Vorwärts. Aber sie wissen, andere tun die Arbeit jetzt.

Dann sprechen sie von daheim, von der fernen Heimat, vom Vater und Mutter und vom Mädel. Und daß die Felder so gut stehen dies Jahr, hat die Mutter geschrieben, und daß die rote Kuh ein feines Kalb hat und daß der Bruder schon freiwillig mit bei Belgrad war.

Möglicherweise gibt die Schweizer Regierung den Angehörigen Fahrterleichterungen auf der Eisenbahn. Wie wäre das schön, dann könnten sie ihre Jungen besuchen und sehen, wie gut es ihnen geht.

Viele haben ihre Familien schon da. Unten auf dem Flur prügeln sich zwei Unteroffizierjungen, und ein drittes kräht auf dem Arm der Mutter.

Ein junger Leutnant mit einem schweren Knieschuß wird von seiner kleinen Schwester gepflegt, und sein alter Vater sitzt glücklich bei ihnen.

Ein Unteroffizier in Davos hat seine Braut kommen lassen und ist kriegsgetraut.

Drunten im Hause sind große Zimmer, dort nehmen sie ihre Mahlzeiten ein oder machen Uebungen, um wieder gelenkig zu werden. Jetzt sitzen sie gemütlich und lesen oder spielen und rauchen.

Peter Pilz von den Maikäfern feiert Geburtstag. An langer Tafel sitzen seine Freunde bei einander. Vor ihnen stehen schöne braune Napfkuchen mit Schweizer Fahnen geschmückt.

Ein paar Soldaten kommen gerade fröhlich pfeifend von der Arbeit. Es ist Feierabend. Sie sind irgendwo im Dorf als Maler tätig. Schuster und Schneider sind in Tätigkeit, ein paar andere helfen in der Küche. Die Leute müssen der Schweizer Verwaltung außerordentlich dankbar sein, daß diese sich bemüht, sie alle in ihrem Beruf zu beschäftigen. So werden sie demselben nicht entwöhnt und gewöhnen sich nicht ans Nichtstun. Andere, die infolge ihrer Verwundung gehindert sind, ihren Beruf weiter auszuüben, sollen Gelegenheit bekommen, etwas Neues zu erlernen, so daß sie nach ihrer Rückkehr in die Heimat gleich wieder verdienen können.

Das Interesse der Bevölkerung ist groß. Eine Uhrenfabrik in Genf, Wilhelm Kaufmann, will jedem Internierten zum Andenken an seinen Aufenthalt in der gastfreien Schweiz eine Uhr schenken. In den Ortschaften erzählen sie alle von „unsern Internierten" und am Abend sieht man Einwohner und Feldgraue einträchtig miteinander spazieren gehen.

Fäden schlingen sich, Freundschaften werden, die sich nicht vergessen, Freundschaft des einzelnen, Freundschaft der Völker. Auch reine Schönheit bringt der gewaltige Krieg.

In den Gärten am Ufer sitzen Feldgraue, wenn es Abend wird, in der Luft kreist eine letzte Gabelweihe und stößt zur Beute nieder. Deutsche Lieder tönen leise über den See:

Ich hatt' einen Kameraden . . .

Wenn i komm', wenn i komm', wenn i wieder, wieder komm', lehr i ein, mein Schatz bei Dir . . .

Unser Dampfer kommt herauf, wir müssen scheiden. Viele sind von Luzern herüber gekommen, Schweizer und Deutsche, um die Soldaten zu besuchen.

Leise sinkt die Nacht, am Ufer winken Feldgraue, Lichter blitzen hier und dort am See und künden, daß dort Menschen wohnen.

In Lichtfülle liegt vor uns Luzern und spiegelt sich tausendfach im See, und durch die Stille klingen die Abendglocken.

Am Morgen führt mich der Zug weiter durchs Schweizer Land.

Was soll ich erzählen?

Weiße Nebel heben sich aus Tälern, und auf die junge Saat fällt ein warmer Frühregen . . .

Anbau von Mohn.

Schon früher — so schreibt man aus Berlin — ist auf die Notwendigkeit aufmerksam gemacht worden, in diesem Jahr den Anbau der Oelfrüchte auszudehnen, um dadurch den verfügbaren Vorrat an Nahrungsfetten zu vergrößern. Das erforderliche Saatgut für den Anbau von Mohn wurde für 1 Mark das Kilo vom Kriegsausschuß für pflanzliche und tierische Oele und Fette ausgegeben.

Erlebnisse eines Austauschgefangenen.

Die Leidensgeschichte eines Deutschen in Frankreich und Korsika.

Der Bericht eines Ende Mai aus Frankreich nach Deutschland zurückgekehrten Austauschgefangenen gibt ein Bild von den Zuständen, die bei Beginn des Krieges in Frankreich geherrscht haben, und von der Willkür der Behörden, der die Deutschen ausgesetzt gewesen sind. Bereits am 1. August 1914 wurden um Mitternacht sämtliche Bahnhöfe im Lande gesperrt, in Nancy beispielsweise schon am Tage vorher. Den Deutschen war somit jede Gelegenheit genommen, noch rechtzeitig in die Heimat zurückzukehren. Hierüber erzählt unser Gewährsmann weiter:

„Nachdem nun die allgemeine Sperre verhängt und es unmöglich geworden war, nach neutralen Ländern abzufahren, wurden in den einzelnen Ortschaften Ankündigungen angeschlagen, wonach sich jeder Ausländer bei der Polizei zu melden hatte. Das Schicksal des einzelnen gestaltete sich von diesem Augenblick an verschieden, manche wurden verhaftet und ins Gefängnis geworfen, andere, und zwar wohl der größte Teil, erhielten eine Art Paß mit der Angabe der Zeit, zu der der Inhaber sich an einem bestimmten Tage am Bahnhof einfinden mußte. Die Deutschen und Oesterreicher, die auf diese Art zusammenkommen mußten, wurden mit aus Viehwagen zusammengesetzten Zügen nach bestimmten Orten und in kleine Städte, sogenannte Sammellager, gebracht. Leider spielten sich dabei recht traurige Szenen ab. Durch Zeitungen war vorher bekannt geworden, daß sich die Deutschen am Bahnhof versammeln mußten. Es fand sich daher naturgemäß eine aufgeregte Menge ein, die rücksichtslos auf die deutschen Frauen und Kinder einschlug, ihnen ihre geringe Habe entriß und verbrannte, wie z. B. am 6. und 7. August vor dem Hauptbahnhof in Pérrache. Für die Ankunft so vieler Gefangener war in den Konzentrationslagern nichts vorbereitet, die Verpflegung war ungenügend. Hierbei mag die Nachlässigkeit der französischen Regierung mitgesprochen haben, die die Fürsorge für die Gefangenen vollständig dem Gutdünken des Präfekten überlassen hat. Ich war zuerst im Konzentrationslager Thiers mit 600 Landsleuten untergebracht und lag mit den unverheirateten Männern in einer Schule. Während der ersten zwölf Tage mußten wir auf der Erde ohne Decken, nur auf einer ganz geringfügigen Menge Stroh schlafen. Als Nahrung wurden uns täglich zwei dünne Suppen ohne Fleisch und eine ganz kleine Menge Brot verabreicht. Die Frauen und Familien waren in einem anderen Schulgebäude unter denselben mißlichen Umständen untergebracht. Später wurden wir nach dem im Gebirge 900 Meter über dem Meeresspiegel gelegenen Truppenübungsplatz Camp de la Fontaine du Berger (Puy-de-Dôme) gebracht. In den Holzbaracken hatten wir Pritschen mit Stroh und Decken, was auch unumgänglich notwendig war, denn die Nächte waren sehr kalt. Das Essen war dort etwas besser, wir bekamen ab und zu auch ein Stückchen Fleisch. Hier blieben wir ungefähr drei Wochen, kamen dann nach einem im gleichen Departement liegenden Orte Cellule, wo wir in einem ehemaligen Priesterseminar wohnten. Die Räume waren zum großen Teil schlecht, feucht und kalt. Als Lager hatten wir nur Stroh und eine dünne Decke, die Nahrung war ungenügend. Hier starben auch einige ältere Leute und Kinder. Die Waschgelegenheit war menschenunwürdig, da das Wasser aus einer von uns selbst hergerichteten Pumpe, die neben den Kotsammelgruben lag, geschöpft werden mußte. Mitte November verließ uns ein Teil der Frauen und Kinder, da sie nach Deutschland ausgetauscht wurden.

Bald darauf wurden die zurückbleibenden Männer nach Südfrankreich transportiert und kamen vorübergehend in das Lager von St. Michel de Frigolet bei Tarrascon, Departement Bouches-du-Rhône. Räume wieder kalt, feucht, zerschlagene Fenster, fehlende Türen, feuchte Strohsäcke und eine dünne Decke als Nachtlager, mangelhafte Kost usw. Wir waren dort ungefähr 1000 Männer und lagen dicht gedrängt nebeneinander. Wasch- und Klosettgelegenheit waren im höchsten Grade gesundheitsgefährlich. Zudem ist zu bemerken, daß fast gar keine ärztliche Hilfe vorhanden war, von Arzneien war nichts vorhanden, außer dem überall angewandten berühmten französischen Heilmittel „Job". Ich selbst blieb dort nur eine Woche und kam dann mit 400 anderen Leidensgenossen nach Korsika. Obwohl alle unsere Reisen sehr ermüdend, durch mangelhafte Nahrung, lange Dauer und strenge Behandlung überaus anstrengend gewesen waren, war diese Reise besonders erniedrigend. Erschöpft kamen wir in Marseille an, wurden in kleinen Dampfbooten nach dem Transportschiff „Pélion" übergeführt und in einem unteren Laderaum zusammengepfercht, sodaß wir buchstäblich aufeinanderliegen mußten. An einer in der Nähe von Marseille liegenden Insel legte der Dampfer an und nahm noch weitere 100 Gefangene auf, die zu uns hinuntergestopft wurden; bei Todesstrafe war verboten, auf Deck zu gehen. Für die Notdurft der 500 Leute gab man uns ein drei Liter fassendes Gefäß; etwas Nahrung gab, oder besser gesagt warf man zu uns hinunter. Dann begann die Reise bei stürmisch bewegter See. Unsere Bitte, das schon volle Kotgefäß hinausschaffen, wurde abgeschlagen; die verpestete Luft, das Rollen des Schiffes und die allgemein auftretende Seekrankheit verschlimmerten unsere Lage, wir waren vollständig hilflos und konnten die Beschmutzung, die ein kranker Nachbar verursachte, nicht verhindern; am Schluß der dreißigstündigen Fahrt mußten die Leute im Kot stehen. Unsere Ausschiffung in dem korsischen Hafen Bastia bedeutete für uns daher eine Erlösung. In einem Lagerschuppen in dem Hafen verbrachten wir die Nacht und schliefen trotz der großen Kälte aus Erschöpfung auf dem Steinboden. Am nächsten Morgen wurden wir in die Viehwagen der korsischen Eisenbahn verladen. Diese Maßnahme, wie auch unsere Ausschiffung fanden unter Hohn- und Wutausbrüchen der Bevölkerung statt, nur das große Militär- und Gendarmerieaufgebot schützte uns vor den gröbsten Ausschreitungen; einen früheren Transport hatte man beschossen.

Unsere Eisenbahnreise dauerte vier Stunden, Ankunft in einem Hafen an der Westküste der Insel (Ile rousse), von dort zwei- bis dreistündiger Marsch gebirgsaufwärts nach einem ehemaligen alten Kloster (Couvent de Corbara), dem Ziele der Reise. Die Unterbringung der Leute geschah zum Teil in leidlichen Räumen, wurde aber unerträglich dadurch, daß zu viele Menschen hineingesteckt wurden; ich selbst lag mit 220 in der kleinen dunklen Klosterkirche. Vierzehn Tage später kam ein weiterer Gefangenentransport von 300 Leuten zu uns. Wir lagen nachts Schulter an Schulter, erst auf offenem Stroh und später auf Strohsäcken. Auf eine allgemeine Beschwerde dankte der Direktor unseres Lagers ab, und wir bekamen einen neuen, Monsieur Allesandri.

Die Zustände verschlimmerten sich, die Gendarmen gingen willkürlich gegn uns vor, tage- und wochenlange Arreststrafen bei Wasser und Brot in feuchtem dunklen Keller waren die Folge. Der Anlaß hierzu war häufig der Empfang eines Briefes, in dem eine ungünstige Bemerkung für Frankreich enthalten gewesen sein sollte. Es war streng verboten, um Lebensmittel bei Angehörigen in Deutschland zu bitten. Im Frühjahr 1915 erreichte die Verschlimmerung ihren Höhepunkt, die Nahrung war so schlecht und die Krankenabteilung so überfüllt von Fieberkranken, daß sich eine allgemeine Erbitterung der Leute bemächtigte, und dann, nachdem wir kurz hintereinander drei junge Leute begraben hatten, welche am Fieber gestorben waren, schickte man eine Kommission zum Direktor und bat um eine Verbesserung unserer Lage. Als jedoch, anstatt eine Antwort zu erhalten, unsere Abgesandten eingesperrt wurden, brach die Empörung aus. Wir verweigerten einmütig jegliche Nahrungsaufnahme. Dieses hatte der Direktor nicht erwartet, auch sah er wohl die Tragweite seiner Handlungsweise ein und gab schleunigst unsere Abgesandten frei, versprach auch Abhilfe. Nun kam allerdings ein unerwarteter Zwischenfall. Ein Gefangener, ein ehemaliger französischer Fremdenlegionär, hatte während der Revolte auf uns geschimpft und wurde nun dafür von einigen der Unfrigen verprügelt, darauf schritten die Gendarmen erneut gegen uns ein, von neuem brach die Empörung aus, denn am nächsten Tage ging der Hungerstreik weiter, und als die Geschlossenheit der Leute gewahrt blieb, versprach der Direktor vor unseren 40 Abgesandten, uns eine besser Behandlung zuteil werden zu lassen. Er hat sein Wort leidlich gehalten.

Eine fast zu derselben Zeit vorgenommene Revision durch einen Inspecteur général brachte weitere kleinere Verbesserungen und einige Freiheit; auch ist es möglich, daß gleichzeitig ein Druck von Deutschland ausging und unsere Sache unterstützte.

Im Sommer war das Leben erträglich, die Gefangenenzahl hatte sich vermindert durch Austausch und dadurch, daß freiwillige Arbeitskolonnen gebildet wurden. Was die Arbeit betrifft, so kann ich darüber nicht viel sagen. Bei einigen Unternehmern waren die Deutschen übel daran, schwere Arbeit, schlechte Nahrung und Zwang zum Weiterarbeiten, wenn die Leute in das Lager zurückkehren wollten. Dagegen war es bei anderen besser. Nur die Langeweile treibt die Gefangenen hinaus zur Arbeit. Die Bezahlung ist lächerlich, 50 oder 75 Cents täglich, also 40 oder 60 Pfennig nach unserem Gelde.

Wie in den anderen Lagern, so ist auch in Corbara Wasch- und Klosettgelegenheit primitiv, ebenso die sanitären Verhältnisse.

Die medizinische Bezeichnung des immer wütenden Fiebers ist wohl „Embarras gastriaue fébrile", gastrisches Fieber, hervorgerufen durch fehlerhafte Kost, schlechtes Klima und vielleicht nicht keimfreies Wasser, bei richtiger Pflege nicht gefährlich. Immerhin waren verschiedene von uns sehr lange und schwer krank; wie ich schon erwähnte, waren Todesfälle eingetreten; manche hatten es nur 14 Tage. Ich glaube mit Sicherheit annehmen zu können, daß die Hälfte von uns das Fieber gehabt hat; es war jedoch verboten, darüber irgendetwas zu schreiben. Als ich im Oktober 1915 Corbara verließ, war der allgemeine Gesundheitszustand ein besserer als im vergangenen Winter und Frühjahr, immerhin war noch eine Anzahl von Fieberkranken vorhanden, zum Teil Rückfälle.

Im Oktober 1915 verließ ich Corbarg, weil ich mit anderen Deutschen, die als militäruntauglich angesehen wurden, ausgetauscht werden sollte. Die Reise nach dem Festland fand unter denselben Bedingungen statt, wie die erste Ueberfahrt, und da das Wetter gut war und wir nur etwa 40 Mann stark, erträglicher und auch ein wenig kürzer. Nach Ankunft in Marseille wurden wir in einem minderwertigen Hotel untergebracht, wo wir acht Tage bei ganz mangelhafter Nahrung, nur zwei Teller dünner Suppe mit Brot täglich, bleiben mußten; an einem Tage erhielten wir ein Stückchen Fleisch. Dann erfolgte die Abreise nach Bellegarde, der letzten französischen Zollstation. Hier erfolgte eine genaue Untersuchung auf Gold, Silber, französische Papiere und etwaige mitgeschmuggelte Briefe. Nachdem alles in Ordnung befunden war, folgte ein kleines Mittagessen in einem dortigen Restaurant; sodann Abfahrt nach der Schweizer Grenze? Nein! Das kam nicht, sondern umgekehrt. Am Abend desselben Tages wurden wir wieder zurück nach Südfrankreich geschleppt. Warum, das weiß ich heute noch nicht. Man munkelt, daß man glaubte, unter uns seien verdächtige Leute gewesen. Auf diese Weise kar ich ein zweites Mal nach dem schon erwähnten Kloster St. Michel de Frigolet. Dort waren gegen früher inzwischen auch einige Verbesserungen eingetreten, die Räume leidlich ausgebessert. Die Nahrung war genießbar; das Lesen von französischen Zeitungen erlaubt, was nämlich in Korsika nicht gestattet war, solange ich dort war. Auf jeden Fall war unsere Zuversicht eine gute.

Nachdem ich in Frigolet noch weitere drei Monate vegetiert hatte, glückte mein Austausch über die Schweiz nach Deutschland, das ich am 3. Februar 1916 nach 18monatiger Gefangenschaft betrat, glücklich, wieder ein nützlicher Mensch zu werden."

Räuber-Unwesen in Polen.

Russische Zustände.

Die Deutschen schaffen mit fester Hand Ordnung.

Aus dem K. u. K. Kriegspressequartier schreibt man dem „Berl. Tagebl.": Auf einer Frontfahrt durch das Pripietsumpfgebiet ersuhr ich charakteristische Einzelheiten über das Räuberunwesen, das sich auch in den unter der k. u. k. Verwaltung stehenden Gouvernements von Russisch-Polen breit macht, und über seine Bekämpfung durch die Gendarmerie. Vom Oktober 1915 bis Ende April 1916 kamen im österreichisch-ungarischen Verwaltungsbereich Polens 300 Raubanfälle, Morde und Raubmordversuche vor. Hiervon entfallen auf die zwei ersten Monate 134 Fälle, die übrigen verteilen sich wie folgt: Im Dezember 63, Januar 36, Februar 32, März 33, April 12 Straftaten. Die allmähliche Abnahme der Ziffern spricht für die großen Erfolge der Gendarmerie. Die Räuber bilden gewöhnlich Banden, deren Angehörige meistens Bauern, russische Deserteure und entflohene Kriegsgefangene sind. Die Banden zählen zwanzig bis dreißig Mitglieder und sind mit Gewehren ausgerüstet, die sie auf den Schlachtfeldern aufgelesen haben. Besonders zu Anfang kam es zwischen Räubern und Gendarmen oft zu förmlichen Gefechten und mancher brave Gendarm fiel seinem schweren Beruf zum Opfer. Die Räuber suchen Zusammenstöße mit Sicherheitsorganen selbstverständlich nicht, wie sie sich auch zum Angriff auf Ortschaften nur in äußerster Not entschließen. Sie überfallen am liebsten einsame Herrenhäuser und Höfe und zeigen gegen die Bewohner die größte Grausamkeit. Besonders berüchtigt und gefürchtet waren die Räuberhäuptlinge Marusec, Lasek und Kosta. Alle drei haben viele Mordtaten und Raubanfälle auf dem Gewissen. Kosta gestand nach seiner Verhaftung sieben Raubmorde ein; ihn verriet eine Photographie, die ihn mit der Geige unter dem Arm darstellt, und die man bei seiner Geliebten fand. Am 3. April wurden alle drei in Krasnostaw hingerichtet. Ein vierter Bösewicht namens Jamek war Richter der Gemeinde Jaksen. In sein Dorf kam ein Gendarmerieposten, der, durch Gerüchte stutzig geworden, folgendes Verbrechen aufdeckte. Der Richter hatte einen Verwundetentransport überfallen und sämtliche Verwundete ermordet und ausgeraubt. Er wurde gehenkt. Die Raubanfälle gefährden meistens nur die kleineren Bezirke. Oberst Krebs, der Kommandant der k. u. k. Gendarmerie, und sein Stellvertreter, Major Dr. Camp, bezeichneten auf der Generalkarte die Plätze der Raubanfälle mit kleinen roten Fahnen. So entstanden auf der Karte viele rote Flecke, die untereinander keinen Zusammenhang zeigen. Aus der Verteilung dieser Flecke sind wertvolle Schlüsse zu ziehen. Die an Galizien angrenzenden Gebiete sind von Mordgesellen frei, nur Diebstahl und Schmuggel kam vor. Die gefährlichste Strecke ist der Weg Warschau-Lublin und die Gegend des bei Kurow abzweigenden Weges. Dann folgten Konst und Opatow mit ihren Wäldern, Zamosy und Krasnostaw, endlich Radom, die größte Industriegegend. Die Gendarmerie hat trotz großer Schwierigkeiten Hervorragendes geleistet. In Piotrkow, Noworadomsk und Zamosy wurden sämtliche Täter der Raubanfälle festgestellt und verhaftet. Im allgemeinen sind 50 Prozent aller Verbrechen aufgeklärt. Dieser Prozentsatz wird sich mit der Zeit noch bessern. Man erhofft viel von der daktyloskopischen Zentrale, die durch Major Camp eingerichtet wurde und geleitet wird, und von den Polizeihunden, die jetzt ausgebildet werden.

— O ja, es gibt eine platonische Liebe — aber nur unter Eheleuten.

Berlin und der dritte Kriegswinter.

Was Bürgermeister Dr. Reicke über die Rüstungen der Reichshauptstadt zu sagen hat.

Der Berliner Bürgermeister Geheimrat Dr. Reicke gewährte dem Berliner Kriegskorrespondenten des Wiener Abendblatt eine Unterredung, in der er sich über die Frage: „Welche wirtschaftlichen Maßregeln Berlins haben sich im vorigen Kriegswinter bewährt, und welche Maßregeln gedenkt die Stadt für den kommenden Kriegswinter vorzubereiten?", ausführlich äußerte. Geheimrat Reicke sagte u. a. folgendes:

Die Versorgung der großstädtischen Bevölkerung mit Lebensmitteln ist bekanntlich das schwierigste aller Ernährungsprobleme während eines Krieges. Erschwerend kommt hinzu, daß wir keinerlei Erfahrungen auf diesem Gebiete besaßen oder besser gesagt, daß die geringen Erfahrungen, die aus früheren Kriegen und Friedenszeiten herstammten, für die neugeschaffenen Verhältnisse sich als völlig unbrauchbar erwiesen. Der Boden, auf dem wir standen, war mithin Neuland. Es ist daher nicht weiter verwunderlich, daß nicht gleich alle Maßnahmen ins Schwarze trafen.

Wenn ich an die Erfahrungen des vorigen Kriegswinters zurückdenke, so muß ich zunächst gestehen, daß sich klaglos und reßlos nur die Brotkarte bewährt hat. Der Grund dafür ist recht einfach zu finden. Die Brotkarte ist nicht nur eine Anspruchskarte, sondern auch eine Berechtigungskarte, d. h.: Jeder Brotkarteninhaber hat nicht nur die Pflicht, seinen Bedarf auf 1950 Gramm Brotmehl einzuschränken, sondern er hat auch das Recht, diese 1950 Gramm zu fordern. Auf diesem Gebiet war es leicht, solche Karten auszugeben. Wir wußten, wieviel Getreide wir haben, und eine entsprechende Division ergab ganz leicht den Anteil, der auf den Kopf der Bevölkerung kommt. Bei allen anderen Lebensmittelkarten war dies nicht der Fall und konnte es leider auch nicht der Fall sein. So hieß es bei der Butterkarte beispielsweise: Du mußt deinen Butterbedarf auf ein Achtel Kilo wöchentlich einschränken; du erhältst aber diese Menge nur, wenn — sie auch wirklich vorrätig ist. An diesem „wenn" haperte es aber gar oft, und die Folge waren die bekannten Mißstände, von denen ich nur die Lebensmittel-Polonäsen erwähne.

Aus diesen Vorgängen mußte gelernt werden. Für die Versorgung der Stadt im nächsten Kriegswinter muß daher die Maxime gelten: Nur jene Lebensmittel sind in Aussicht zu stellen, die man wirklich hat. Die verschiedenen Lebensmittelkarten ohne Bezugsberechtigung, von denen ich sprach, sind auch im vorigen Winter nur widerstrebend und unter dem Druck der Allgemeinheit herausgegeben worden. Der Erfolg, besser gesagt, der Mißerfolg, hat bewiesen, daß dieses Widerstreben berechtigt war. Der zu erreichende Idealzustand, der sich natürlich nie völlig erreichen lassen wird, ist der, alle Lebensmittel, die für Berlin bestimmt sind oder deren man für Berlin habhaft werden kann, in einer Hand zu vereinigen, um sie dann ganz gleichmäßig auf den Kopf der Bevölkerung verteilen zu können. Nun ergibt sich hierbei noch eine Schwierigkeit, die wir aber auch überwältigen werden. Das vorhandene Getreidequantum muß für ein ganzes Jahr reichen. Mithin kann man für ein ganzes Jahr disponieren. Bei fast allen anderen Lebensmitteln, namentlich beim Fleisch und beim Fett, ist dies natürlich nicht der Fall. Wir werden da gezwungen sein, von Woche zu Woche zu disponieren. Ich denke mir das z. B. beim Fleisch folgendermaßen: Am Sonnabend ist der Hauptschlachttag. Sonnabend nachmittag ist mithin der Viehauftrieb für die Großstadt bekannt. Allerdings ist auch Mittwoch ein Nebenschlachttag, aber dessen Erträgnisse lassen sich erfahrungsgemäß an Hand des Sonnabendauftriebs schätzen. Jeden Sonnabend nachmittag würde also die bekannte Fleischmenge des Sonnabendauftriebs berechnet, die des vermutlichen Mittwochauftriebs dazu addiert werden. An Hand dieses Resultats wäre bekanntzugeben, wieviel Fleisch auf den Kopf der Bevölkerung für die nächste Woche entfällt. Damit wir nun nicht gezwungen sind, jede Woche neue Bezugskarten mit verschiedenen Mengen an die einzelnen Haushaltungen abzugeben, haben wir uns zu einem neuen System entschlossen, das unsere zweite prinzipielle Errungenschaft darstellt: die sogenannte Lokalisierung des Bezuges. D. h.: Jeder Berliner Bürger hat sich für jedes Lebensmittel einen bestimmten Lieferanten auszusuchen und in dessen Kundenbuch einzutragen. Der betreffende Kaufmann legt uns nun eine Kopie seines Kundenbuches vor. Er erhält daraufhin so viel Fleischportionen (resp. die entsprechende Fleischmenge), Butterportionen usw., als auf seine Kunden entfällt. Jeder Kunde weiß nun, daß die ihm zugedachte Lebensmittelmenge bei seinem Schlächter, Butterhändler usw. gewissermaßen für ihn reserviert vorhanden ist und kann sie sich zu jeder ihm beliebigen Zeit abholen.

Kehren wir nun zu den Vorkehrungen des vorigen Jahres zurück. Die großen Lebensmittel-Einkäufe unserer Stadt haben sich im allgemeinen bewährt. Die Stadt hat, soweit es ging, ihre Vorräte verhältnismäßig billig gekauft. Trotzdem wir sie sehr billig abgegeben haben und mit recht großen Summen operierten — bis Anfang Dezember 1915 wurden von der Stadt Berlin für Lebensmittel 81 Millionen verauslagt — ist das Defizit verhältnismäßig sehr gering. Mit unseren ungeheuren Quantitäten konnten wir einen sehr großen Teil der Bevölkerung beteilen. Im vorigen Jahre erhielten ca. 600,000 Personen — also etwa ⅓ der Berliner Bevölkerung — städtische Lebensmittel zugeteilt. Selbstverständlich wurden hierbei stets die etwa 400,000 Angehörigen von Kriegsteilnehmern bevorzugt, doch beweist die Zahl von 600,000, daß wir uns nicht allein darauf beschränkten, nur diesen Kreisen zu helfen. Reis und Hülsenfrüchte wurden an Minderbemittelte hierbei meist kostenlos abgegeben, gewissermaßen als Zuschuß zur Kriegsunterstützung, die ja bekanntlich sehr reichlich bemessen ist.

In viel größerem Umfange als im vorigen Winter sollen jedoch im kommenden die städtischen Speisungen zur Anwendung gelangen. Bereits im vorigen Jahr haben 75 Vereine in Berlin mit städtischer Unterstützung allgemeine Speisehallen unterhalten, in denen es zu mäßigem Preis schmackhaftes Essen gab. Dieses System soll nun im dritten Kriegswinter in unverhältnißmäßig umfangreicherem Maßstabe ausgebaut werden. Die Vorteile liegen auf der Hand. Zunächst sind eine ganze Anzahl Lebensmittel vorrätig, mit denen die Berliner Hausfrauen nicht umzugehen wissen, und auch hier gilt das Sprichwort „Was der Berliner nicht kennt, das ißt er nicht". Wenn er es nun sachgemäß und schmackhaft zubereitet zu minimalem Preise vorgesetzt bekommt, so besteht doch die berechtigte Hoffnung, daß er sich daran gewöhnt. Ferner wird bei solchen Massenablochungen riesig viel an Zutaten, Heizstoff, Arbeitskraft usw. erspart. Das fällt bei einer Großstadt nicht gering ins Gewicht. Ich denke mir die Verteilung derartig, daß an alle Minderbemittelten, die darauf Anspruch erheben, Bezugskarten für die städtische Speisung verabfolgt werden. Ich schätze, daß da 400,000 Menschen in Berlin in Betracht kommen werden. Diese sollen für 30 bis 35 Pfg. ein warmes Gericht, bestehend aus Suppe, Gemüse und etwas Fleisch, erhalten. Für die Verteilung kommen in einer Großstadt wie Berlin wohl Gulaschkanonen nur in geringem Maße in Betracht. Diese würden zu große Aufläufe verursachen. Das Essen wird in den neueingerichteten Speisehallen eingenommen werden können, aber es soll auch dafür gesorgt werden, daß jedermann sich sein Essen nach Hause nehmen kann. Der letztere Fall ist sogar der wünschenswertere, damit dem Familienleben kein Abbruch geschieht. Darüber hinaus sollen auch einzelne Speisehallen mit städtischer Unterstützung erhalten bleiben, in denen der kleine Mittelstand ohne Bezugskarten zu etwas höheren Preisen eine schmackhafte Nahrung erhält.

Abgeordneter gefallen.

Der Reichsratsabgeordnete für den 18. Wiener Bezirk, Dr. Wilhelm Pollauf, der bei der Beschießung von Goerz einem Granatvolltreffer zum Opfer fiel, war früher auf dem nördlichen, jetzt auf dem südwestlichen Kriegsschauplatz als Oberleutnant und Auditor tätig. Als Führer der Deutschsozialen Partei agitierte er, wie schon von Beginn seiner politischen Laufbahn an, für die Schaffung eines großen mitteleuropäischen Wirtschaft